GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Wo stehen wir? Und wohin gehen wir? Eine E-Mail-Korrespondenz über Feminismus, Literatur und Gender

Fleig, Anne; Nieberle, Sigrid

2024

https://doi.org/10.25595/3008

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fleig, Anne; Nieberle, Sigrid: *Wo stehen wir? Und wohin gehen wir? Eine E-Mail-Korrespondenz über Feminismus, Literatur und Gender*, in: Gender : Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft, Jg. 16 (2024) Nr: 3, 59–72. DOI: https://doi.org/10.25595/3008.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.3224/gender.v16i3.05

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Anne Fleig, Sigrid Nieberle

Wo stehen wir? Und wohin gehen wir? Eine E-Mail-Korrespondenz über Feminismus, Literatur und Gender

Zusammenfassung

In einem persönlichen und lockeren E-Mail-Wechsel skizzieren die Autorinnen aktuelle Entwicklungen der literaturwissenschaftlichen Gender Studies, die sich im Hinblick auf manche interdisziplinäre und anerkennungspolitische Kontexte derzeit abzeichnen. Zwei Aspekte treten als zentrale Themen zutage: Zum einen sind sich die Autorinnen einig, dass sich der Feminismus weiterhin als streitbar erweisen sollte; zum anderen arbeitet eine merkliche Tendenz des Polarisierens und Vereindeutigens (von geschlechtlicher Identität, von ideologischen Positionen, von Identitätsbekenntnissen) gegen die Schreibweisen der Literatur, die ihren Leser*innen stets rhetorisch wie ästhetisch motivierte Ambiguitäten zumutet. Beiden Tendenzen lässt sich nur mit Offenheit und Bereitschaft zum Dialog begegnen.

Schlüsselwörter
Feminismus, Identität, Gegenwartsliteratur, Literaturwissenschaft, Gender Studies

Summary

Where do we stand? Where are we heading? An exchange of emails about feminism, literature and gender

In a personal and informal email exchange, the authors outline current developments in literary gender studies that are emerging in relation to some interdisciplinary and recognition policy contexts. The central themes are twofold: First, the authors agree that feminism should continue to be controversial; second, a noticeable tendency (on the part of gender identity, ideological positions and affirmations of identity) to polarize and equivocate against literary writing styles, given that literature always imposes rhetorically and aesthetically motivated ambiguities on its readers. Both tendencies can only be countered by means of openness and a willingness to engage in dialogue and discourse.

Keywords
feminism, identity, contemporary german literature, literary studies, gender studies

Montag, 29. Januar 2024

Betreff: Gender wird 15

Liebe Anne,
die Zeitschrift *GENDER* feiert 2024 ihr 15-jähriges Jubiläum. Die Herausgeber*innen wünschen sich zu diesem Geburtstag ein Sonderheft, das eine Standortbestimmung der aktuellen Gender Studies versucht. Das Heft soll ein disziplinäres Spektrum auffächern, aus dem bisherige Forschungserträge sowie derzeit dringliche Probleme hervorgehen.

Als Literaturwissenschaftlerinnen haben wir sicherlich eine spezifische Perspektive auf den Stand der Dinge in den Gender Studies. Es würde mich sehr freuen, wenn wir uns darüber per E-Mail austauschen und in einen Dialog eintreten wollen, der sowohl den Blick zurück erlaubt als auch Dringliches und Künftiges benennt.

Open Access © 2024 Autor*innen. Dieses Werk ist bei der Verlag Barbara Budrich GmbH erschienen und steht unter der Creative Commons Lizenz Attribution 4.0 International (CC BY 4.0).

Als Erstes würde mich interessieren, wie Du den neuerlichen Ruf nach dem eindeutigen Körper und der Faktizität des biologischen Geschlechts einschätzt. Die Literaturwissenschaften sind davon doch in anderer Weise betroffen als etwa die Soziologie, da wir es immer schon mit Fiktion, Phantastik, Dramatisierung zu tun haben und meistens in alternativen Welten unterwegs sind. Welche Rolle spielen Deiner Einschätzung nach die aktuelle Literaturproduktion, aber auch der Literaturbetrieb und die Literaturwissenschaften für diese Entwicklungen? Damit zusammenhängend könnte ich auch fragen, wie Du auf die letzten Jahrzehnte zurückblickst, in denen Körperbilder stark kritisiert, ja mitunter im expliziten Bezug auf gendertheoretische Debatten auch dekonstruiert wurden. Die Literaturwissenschaften haben – insbesondere in der Auseinandersetzung mit der Philosophie, Theologie und Kultursemiotik – seit den 1970er-Jahren immer wieder problematisiert, wie über Körperkonzepte, leibliche Erfahrung und Geschlecht überhaupt gesprochen und geschrieben werden kann, ohne einem sprachlich naiven Positivismus zu verfallen. Die gegenwärtig mitunter sehr lauten Rufe, Geschlecht kategorisch wieder vereindeutigen zu wollen und gerade nicht dessen situative Irrelevanz angemessen in Betracht zu ziehen, irritieren mich als Wissenschaftlerin wie persönlich in hohem Maße. Sie widersprechen außerdem dem komplexen fachwissenschaftlichen Stand zu Intersexualität und Transidentität, den Anthropologie, Medizin, Biologie und Psychologie dazu inzwischen erarbeitet haben. Hat nicht auch die Literatur, sofern sie nicht systemisch als Propaganda missbraucht wird, einen erheblichen Anteil daran, die strengen Kategorisierungen und die Kontrollmechanismen der Disziplinarmacht zu diskutieren, zu kritisieren und Alternativen anzubieten?

Für heute herzliche Grüße!
Sigrid

Dienstag, 30. Januar 2024

Liebe Sigrid,
wie schön, von Dir zu hören! Vielen Dank für Deine Fragen, ja, lass uns diesen E-Mail-Austausch versuchen, denn das neuerliche ‚Unbehagen der Geschlechter', das wir offenbar beide spüren, lässt sich vielleicht im Austausch am besten fassen, möglicherweise sind Austausch, Dialog und Auseinandersetzung sogar schon ein Ansatzpunkt, um der von Dir festgehaltenen Tendenz zur Vereindeutigung entgegenzutreten.

Als ich gestern Deine E-Mail las, habe ich Deinen Punkten spontan zugestimmt, nach einmal überschlafen möchte ich Dich aber doch fragen, wer ruft denn da und nach was genau? Ist es nicht gerade aus der Sicht der Literatur so, dass sich die Stimmen auffällig mehren, die aus ganz unterschiedlichen Perspektiven für Uneindeutigkeit und Zwischentöne plädieren? Gerade las ich Yoko Tawadas Bamberger Poetikvorlesung mit dem schönen Titel *Eine Zungengymnastik für die Genderdebatte*, die genau die von Dir betonte „situative Irrelevanz" von Geschlecht hervorhebt. Sie liefert verschiedene Beispiele aus der Kunst- und Literaturgeschichte für uneindeutige Körper und Positionen.

Auch ganz andere Texte fallen mir ein: sei es *Blaue Frau* von Antje Rávik Strubel, sei es *Identitti* von Mithu Sanyal oder auch ein so herausfordernder Roman wie *Muna oder Die Hälfte des Lebens* von Terézia Mora. Alle setzen sich auf höchst unterschiedli-

che Weise mit dem Sprechen, mit Körperlichkeit und Ver(un)eindeutigung auseinander. Das gilt, um vielleicht noch ein weiteres, sehr dialogisches Beispiel zu nennen, auch für das hochinteressante neue Zeitschriftenprojekt *Delfi*, ein Magazin für neue Literatur, das ebenfalls Zwischentöne, Uneindeutigkeiten, auch Unsicherheiten stark macht. Ich finde das bemerkenswert und verstehe das als Einspruch, als Möglichkeit anderer Perspektiven. So gesehen behauptet sich die Literatur als Möglichkeitsraum, der auch Unmögliches zulässt oder in der Schwebe hält.

Allerdings gebe ich zu, dass die genannten Autorinnen offenbar auch ein Unbehagen verspüren und vielleicht gerade deshalb diese Texte geschrieben haben. Genau und gerade deshalb ist es mir aber auch sehr wichtig, den Möglichkeitssinn ihres literarischen Schreibens zu betonen.

Wenn ich an Tawadas Titel denke, dann wird für mich sichtbar, was Du vielleicht im Sinn hattest, nämlich, dass sich ‚Gender' weiter denn je von einer Konzeption als kritische Kategorie entfernt hat. Als solche meint sie ja selbst immer schon eine diskursive Konstruktion, eine Zuschreibung, mithin eine Debatte. Heute erscheint Gender dagegen oft als ein Gegenstand, ein Objekt oder eben auch ein Körper – die Vorstellung, sich sein Gender zu wählen, meint, sich einen Körper zu wählen, fast wie aus einem Katalog, Tawada nennt in diesem Zusammenhang beispielsweise die diversen neuen Körper der „Barbiekultur". Das sind faktisch neue Wahlmöglichkeiten, aber keine Möglichkeitsräume. Sie hegen ein, was offen bleiben könnte.

Diese Kultur prägt zweifellos auch den literarischen Markt in hohem Maße, wo Gender, ‚Race' oder ‚Queerness' geradezu zu einem Verkaufsargument geworden sind, ein interessanter Punkt. Hier sind die Rufe nach Eindeutigkeit, nach Identität besonders vernehmlich, um ein ausdifferenziertes, diverses Publikum zu erreichen. Und hier ist auch die Ambivalenz zwischen Sichtbarmachung und Marketing besonders greifbar. Es ist sicher kein Zufall, dass aktuell gerade literatursoziologische Fragestellungen auf neues Interesse stoßen, die den fundamentalen Wandel des Buchmarktes und dessen Folgen für die Produktion und Rezeption von Literatur zu fassen versuchen. Vielleicht kommen wir darauf noch einmal zurück.

Für heute sende ich Dir herzliche Grüße und bin gespannt, wie es weitergeht!
Anne

Samstag, 3. Februar 2024

Liebe Sigrid,
seitdem Du mir geschrieben hast, diskutiere ich in Gedanken mit Dir. Im Anschluss an die ersten beiden E-Mails möchte ich noch einen Punkt hervorheben, der mir gerade besonders wichtig ist: Nicht nur gilt es in der heutigen, oft angespannten Diskussion über Fragen von Körper und Geschlecht verschiedene Ansichten auch innerhalb der feministischen Literaturwissenschaft und Gender Studies wahrzunehmen, wir sollten sie auch produktiv machen. Denn rückblickend hat unsere Arbeit doch immer vom Streit gelebt. Und damit meine ich bewusst verschiedene Formen der Auseinandersetzung, des Einsatzes oder des Engagements für eine bestimmte Sache, seien es Texte, Themen oder Theorien.

Schon in den Anfängen der Zweiten Frauenbewegung, sei es in den Diskussionen um die schreibenden Frauen und verschiedene feministische Zeitschriftenprojekte, sei es in der Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung, hat es ganz unterschiedliche Positionen gegeben, die wir oft im Rückblick vereinheitlichen oder vielleicht auch vereindeutigen. Katharina Lux hat das aufschlussreich in ihrer Untersuchung zu den Zeitschriften der Frauenbewegung herausgearbeitet. Die feministische Geschichte ist so gesehen (und etwas emphatisch gesprochen) eine Geschichte des Streits, und es geht ja auch um viel: gleiche Rechte, gleiche Möglichkeiten, Selbstbestimmung.

Erinnern möchte ich in diesem Zusammenhang auch daran, dass dieser Streit oft lustvoll ausgetragen wurde, humorvoll, heiter, ironisch. Da sind wir wieder bei der Vereindeutigung. Diese Lust fehlt, das Lachen über die bittere, aber auch absurde Geschlechterungleichheit. An das subversive Potenzial von Komik hat mich in den letzten Jahren öfter die Autorin Gertraud Klemm erinnert. Aber auch die vielen, vielen Texte von Elfriede Jelinek bewahren dieses Potenzial, in ihren frühen Texten tritt es besonders deutlich hervor. Die Liste ließe sich leicht verlängern. Ich will nur sagen: Wir sollten uns freuen über Einsprüche, Widersprüche, die Deutungsoffenheit.

Klingt jetzt vielleicht ein bisschen wie das feministische Wort zum Sonntag. Zum Glück ist aber erst Sonnabend.

Sei herzlich gegrüßt
Anne

Samstag, 10. Februar 2024

Liebe Anne,
rasch vergeht die Zeit, und schon wieder ist Samstag *und* Sonnabend. Heute feiere ich den 124. Geburtstag meiner Großmutter, die mir begeistert vom buchstäblichen Abschneiden ihres Zopfes zugunsten des neuen Bubi-Kopfes der 1920er-Jahre erzählte. Das Risiko bestand darin, für eine „Zuchthäuslerin" mit geschorenen Haaren gehalten zu werden. Therese war noch in einem Königreich aufgewachsen und erlebte als junge Frau 1918 den großen politischen Umbruch der Revolution, Straßenkämpfe, Räterepublik und – die Einführung des Frauenwahlrechts 1919: ein eindeutiger Erfolg derjenigen, die sich dafür eingesetzt hatten und über ihre partikulären politischen Interessen zugunsten einer gemeinsamen, breit organisierten Zielsetzung hinwegsehen konnten. Auch die geänderten Personenstandsgesetze der westlichen Länder würde ich zu diesen eindeutigen Erfolgen zählen, ermöglichen sie doch existenzielle rechtliche Optionen jenseits der binären Determination. Wie die Literatur erfordert aber auch der Gesetzestext eine kontinuierliche Auslegungspraxis, um Rechte und Pflichten daraus ableiten zu können – und diese Kommentierung kann nicht einstimmig sein. Zugleich erhöhen solche politischen Erfolge die Anforderungen an eine derzeit allenthalben viel beschworene Ambiguitätstoleranz, also die individuelle Kompetenz, mit Uneindeutigkeiten, Zweifeln und Unentschiedenheiten konstruktiv umgehen zu können. Während sich die empirische und quantitative Forschung dazu deskriptiv wie prospektiv verhalten kann, hatten wir in den Deutungswissenschaften von jeher keine andere Option: Obwohl ein Text stets so oder anders verstanden werden kann, geht es letztlich darum, sich zu einer

eigenen Interpretation durchzuringen und sie gut zu begründen. Die theoretisch fundierten Möglichkeiten, solche Prozesse zu reflektieren und als Deutungsoptionen zu entfalten, unterscheidet unser Fach wiederum von pragmatischen Kontexten.

Dabei fällt mir ein, dass die historisch operierende Forschung bisweilen auch eine interessante Neigung zur Melancholie hervortreten lässt. So rekonstruiert die Forschung zur Literatur der 1920er-Jahre nicht nur die tendenzielle Homogenisierung eines genderpolitisch breiten Spektrums, sondern es wird aus sehr nachvollziehbaren Gründen betrauert, dass die Faschist*innen ihre ideologischen Extreme durchsetzten und Menschen ob ihrer vermeintlichen Devianz verfolgten, vertrieben und vernichteten. Kann nie wieder jetzt sein? Gegen Rassismus, Sexismus und Klassismus anzuschreiben scheint mir auch zu heißen, das Erreichte erinnern und zugleich relativieren zu müssen, um überhaupt darüber hinausdenken zu können. Die literarisch-aufklärerische *Querelles* lässt jedenfalls auch Positionen gelten, die wechselseitig nicht einfach übernommen werden sollen, sondern gleichberechtigt nebeneinander stehen bleiben dürfen.

Dabei ist mancher Ansatz der historischen und analytischen Literaturwissenschaften gerade davon motiviert, solche historischen, politischen und ästhetischen Differenzen im Abgleich zur eigenen Gegenwart herauszufiltern und epistemologisch zu ordnen. Wenn wir in den Literaturwissenschaften lange im Nachhinein Texte bündeln, beschreiben und kategorisieren – so zum Beispiel unter dem Label der postmodernen Frauenliteratur von Jelinek, Streeruwitz und Berg –, so führen wir unter wissenschaftlichen (und dialektischen) Gesichtspunkten zusammen, was auseinanderstrebt und Friktionen markiert, um die Verhältnisse mit literarischen Mitteln zu unterlaufen. Überdies beteiligen sich zeitgenössische Autorinnen daran, wenn sie historische Geschlechterverhältnisse zu den Bedingungen rekonstruierter Medienformate und Subjektentwürfe be/schreiben; ich denke an Angela Steideles *Rosenstengel* oder Irene Disches *Die militante Madonna*, die beide starke Figuren des In-Between in Lebensumstände des 18. und 19. Jahrhunderts hineinprojizieren.

Also: ja, ohne *Querelles des femmes* kein Feminismus, ich stimme Dir vollkommen zu. Zugleich vereindeutigen wir jeweils im Nachhinein die historischen Auseinandersetzungen und überziehen sie mit verheißungsvollen Fortschritts- und Freiheitsnarrativen. Was hätten wir emanzipatorisch nicht alles Jane Austen und ihren Kolleginnen zu verdanken, wenn wir den Erzählungen der Unterhaltungsindustrie Glauben schenken? Auch Deinen Gedanken, dass wir die Trope gar nicht hoch genug wertschätzen können, weil sie uns Komisches und Tragisches – und alles dazwischen – aussprechen lässt und die Widersprüche aushalten lehrt, teile ich uneingeschränkt. Und doch scheinen mir derzeit die Schnittstellen zwischen Poesie, Körper und Leben kategorisch verändert zu sein – wenn etwa Differenzen in den zahlreichen Ich-Erzählungen nebeneinandergestellt werden, alle mit gleicher Aufmerksamkeit bedacht werden wollen und die vielfältigen Herkünfte und Orientierungen ontogenetisch offenlegen. Wie reagiert die Literaturwissenschaft auf eine nahezu absolut konzipierte Subjektivität, die auf phänomenologisch geteilte Perspektivübernahme (statt auf *Querelles*) setzt? Wo siehst Du dabei den Einsatz der Gender Studies? Fragen über Fragen!

Sei herzlich gegrüßt
Sigrid

Montag, 19. Februar 2024

Liebe Sigrid,
danke für Deine Überlegungen und die neuen Fragen, die mich durch diese Woche begleitet haben. Für mich ist Dein Punkt der Aufzählung sehr interessant und wichtig, denn er macht vielleicht besonders deutlich, was wir zu fassen suchen: Die Aufzählungen von Herkunft, Klasse, Geschlecht und vielen anderen lebensbestimmenden Aspekten finden wir tatsächlich gerade gehäuft in der Literatur, im Alltag finden wir sie wahrscheinlich besonders deutlich in der Buchstabenreihe LGBTQ (und Varianten), eine Reihe, die womöglich auf nichts mehr verweist und Zugehörigkeit aus meiner Sicht nicht erleichtert. Sie reiht gleichzeitig aber auch auf, was verschiedene Geschichten hat, sei es die Geschichte schwuler Kämpfe um den § 175, sei es die Lesbengeschichte im Kontext der feministischen Bewegungen (und natürlich auch außerhalb, ja, Achtung vor den retrospektiven Romantisierungen!), sei es die ganz unterschiedliche Verfolgung im Nationalsozialismus. Die Forderung der Anerkennung queerer Menschen geht über diese Unterschiede oft hinweg, die Buchstabenreihe macht gleich, was unterschiedlich ist. Sie macht für mich außerdem die Unmöglichkeit deutlich, alle denkbaren/lebbaren Varianten von Sexualität zu benennen und sichtbar zu machen. Es ist nicht möglich, Körpergeschichte (und alle anderen Geschichten) horizontal in eine Reihe zu stellen, ohne den Raum dahinter zumindest zu staffeln. Es ist aber auch nicht wünschenswert, auf vollständigen Einschluss zu zielen, dieser Einschluss ist zum Scheitern verurteilt, weil Identitäten, Körper, Subjekte immer im Fluss sind und weil darin ihre Produktivität liegt. Das ist keine Floskel, im Gegenteil, der Wunsch nach Vollständigkeit bedeutet für mich schlicht eine Stillstellung und Schließung.

Ich habe mich hier schon für den Streit ausgesprochen und kann das jetzt vielleicht noch einmal betonen oder präzisieren: Die für alle Beziehungen und sozialen Verhältnisse konstitutive Spannung von Einschluss und Ausschluss wird nie ganz auflösbar sein und sollte es auch nicht, denn sie führt sonst in die vollkommene Unbeweglichkeit und lässt keine Widersprüche zu. Wir müssen vielmehr weiter um die Möglichkeiten und Bedingungen von gesellschaftlicher Teilhabe (von wem? woran genau? zu welchem Preis?) ringen. Das Problem der Reihung verdeckt sogar die Strukturen, die Einschluss und Ausschluss zugrunde liegen, historische Entwicklungen, ökonomische Verhältnisse und Machtstrukturen. Gerade habe ich eine Masterarbeit zur Nachkriegszeit, genauer zu Marlen Haushofers Erzählung „Wir töten Stella“, gelesen, jetzt fällt mir noch Brechts Gedicht „Vergnügungen“ ein – zu denen gehört nämlich nicht nur der Blick aus dem Fenster (wie so oft auch bei Haushofer), sondern auch die Dialektik.

Und diese Aufzählungen, ja, die betreffen auch die Ich-Erzählung. Auch für diese Texte gilt, dass sie niemals vollständig alle Aspekte einer Person erfassen können. Und auch hier gilt, dass der Wunsch danach oft problematisch ist, weil er das ‚Ich‘ mehr umstellt als befreit. Die Nobelpreisträgerin Olga Tokarczuk hat in ihrer Dankrede vom „Gefängnis der Ich-Erzählung“ gesprochen. Das kann ich gut verstehen.

Du fragst in diesem Zusammenhang nach der Aufgabe der Literaturwissenschaft oder der Gender Studies: Zum einen würde ich sagen, dass es unsere Aufgabe ist, zu verstehen, warum die Ich-Erzählung gerade so beliebt ist, bei Autor*innen, beim Publikum (darum werden sie auch veröffentlicht, siehe ökonomische Strukturen), zum anderen

geht es darum, die Texte zu kontextualisieren und nach ihren konkreten Ich-Entwürfen zu fragen. Denn diese vielfach zusammengesetzten ‚Ichs' heute sind ganz andere als bei den Autorinnen, die in den 1970er-Jahren mit der Schwierigkeit, *Ich* zu sagen, gerungen haben. Die historische Dimension war damals viel stärker präsent, mit Blick auf die historische Erfahrung, aber auch mit Blick auf ein Verständnis des Subjekts, das immer im Werden ist. Das ist heute gerade bezogen auf den Identitätsdiskurs ganz anders, diese Unterschiede gilt es, erst einmal wahrzunehmen und dann zu verstehen.

Zu diesem Verständnis können Kategorien durchaus beitragen, sie sind ein wichtiges Instrument wissenschaftlicher Analyse, das im besten Fall zur Schärfung von Begriffen und Kontexten sowie eben zum Textverständnis selbst beiträgt. Sie sollten aber immer als analytische, hinterfragende und eher nicht als affirmative Kategorien bloßer Zuschreibung gesetzt werden. Auch wir beide haben darüber lange anhand der Kategorie ‚Gender' diskutiert, ich halte immer noch dafür, dass sie als kritische Kategorie gebraucht wird, als bonbonfarbene Zuordnung aber eher schädlich ist.

Ich muss allmählich Schluss machen, weise aber nochmals auf den schon erwähnten Roman *Muna* von Terézia Mora hin: Auch hier findet sich nämlich Kritik an der Literaturwissenschaft, die Kategorien eher zuordnet oder zuschreibt – dahinter verbirgt sich vermutlich der Wunsch, die literarischen Texte selbst vielmehr in ihrer Widersprüchlichkeit und ihrer Offenheit wahrzunehmen. Heute gibt es kein Schlusswort, sondern offene Fragen!

Ich freue mich auf Deine Antwort und grüße Dich herzlich.
Anne

Montag, 4. März 2024

Liebe Anne,
danke für Deine ausführliche E-Mail, die nun schon eine Weile zurückliegt und die ich eben noch einmal mit Gewinn lesen konnte. Ich will Dir kurz berichten und das Erlebte in Beziehung zu Deinen Überlegungen setzen, denn soeben komme ich von einer Tagung zurück, die seit Langem einmal wieder der Gender-Forschung allein gewidmet war. Sollte man überrascht sein, dass trotz des programmatisch singulären Zugangs fast alle Vorträge mit weiteren Identitätsaspekten argumentierten und sie ihre Fragestellungen ganz selbstverständlich aus der diversitätssensiblen Forschung im Sinne von ‚Gender+' formulierten? Ganz überwiegend wurde Gender mit Betrachtungen zur Klasse – zum sozialen Milieu – kombiniert, seltener auch mit Alter, Ethnie/Race, Herkunft und Religion. Deine Überlegungen haben meine Vorbereitungen insofern beeinflusst, als ich immer wieder an die von Dir erläuterte Zeitgebundenheit, an Prozessualität und Situativität und deren historisierende Schichten, denken musste. Die Bedingungen aus Zeit und Raum verkomplizieren die Analysen, sie verleihen einer chronotopisch umsichtigen Untersuchung der Narration, der Kontemplation und Aktion überhaupt erst die nötige Tiefe in der Auseinandersetzung. Diese Aspekte habe ich nicht nur auf der Tagung mitunter vermisst; sie fehlen mir auch sonst des Öfteren in der Forschungsliteratur.

Überrascht war ich dennoch auf dieser Tagung, nämlich in einem Punkt, den Du auch angesprochen hattest: Aus den Diskussionen in den Panels genauso wie aus den

informellen Gesprächen rundherum habe ich den Eindruck mitgenommen, dass sich auch die jüngeren Wissenschaftler*innen nicht mehr so recht mit den Aufzählungen und Festschreibungen einer wachsenden Zahl von Identitätskategorien arrangieren können oder wollen (LGBTQ …). Es trat überraschend deutliche Kritik zutage an den vehement eingeforderten „ich bin"- und „ich möchte sein"-Positionen – zumal die Gender und Queer Theory nicht mehr umstandslos an die Gender-Konzepte des Queer- und Trans-Aktivismus anschließbar zu sein scheint. Mich erinnert diese Auseinandersetzung an den schmerzhaften Riss zwischen dem feministischen Aktivismus und der Gender-Theorie in den 1990er-Jahren, als das weitgehend akademie-freie (sollte ich sagen: wissenschaftsfeindliche?) Konzept des deutschsprachigen *Emma*-Feminismus auf die US-amerikanische Theorieentwicklung geprallt war (Butler, Sedgwick, Spivak, Halberstam et al.). Bis hierher und nicht weiter!? Ein weitgehend sinnfreier Satz in Wissenschaften – und er gilt freilich nicht in den Anwendungsfeldern! Dennoch wird er häufig – und wenn, dann meist implizit – vorgetragen und mit dem Appell zur Solidarisierung verbunden. Allerdings erscheint mir die reine Juxtaposition, die das Aushandeln von Verantwortlichkeiten, Hierarchien, Staffelungen welcher Art auch immer vermeidet, kein zielführendes Vorgehen zu sein. Es muss zu unterscheiden sein, in welchen Diskursen und zeitlich determinierten Kontexten zum Beispiel *sex and gender*, die soziale Zugehörigkeit oder das Alter die anderen Aspekte nicht nur dominiert, sondern auch determiniert. Stillstand trägt dem Leben und seinem Fluss nicht Rechnung – weder heuristisch-experimentell noch als modus operandi. Darin sind wir uns einig. Die Literaturwissenschaften sind in dieser Hinsicht ganz besonders herausgefordert, weil sie es mit performativen Künsten zu tun haben.

Unter diesem Aspekt komme ich zum Abschluss auf den von Dir erwähnten Roman *Muna oder Die Hälfte des Lebens* von Terézia Mora zurück, den Du als „herausfordernd" bezeichnet hast. Du hast sicherlich recht, die darin geschilderten akademischen Disziplinen der Archiv- und Literaturwissenschaften, die erwähnten Entwicklungen der Transkulturalitätsforschung, die Frauenforschung – all das hilft der Protagonistin auf einer kognitiven Kommunikationsebene zunächst nicht weiter. Universität als Arbeitsplatz kommt insgesamt schlecht weg. Muna muss sich aus ihrer Abhängigkeit von einem gewalttätigen Partner lösen, der einerseits in der philologischen Abstraktion schwebt und andererseits seine Aggressionen nicht kontrollieren kann. Jahrelang fügt sich die schwer misshandelte junge Frau – irrational ihrem Liebesobjekt unterworfen – immer wieder in diese Existenzform ein. Kein „Gender-Unfug", nein, mit Fug und Recht ist diese Geschichte als ein Frauenleben zu bezeichnen, das es zu tausenden und abertausenden zu beklagen gibt. Was mich an diesem Roman irritiert hat, war seine öffentliche Rezeption, die sich vor allem auf das Geschlechterverhältnis als eine „Amour fou" fokussiert hat – im Übrigen auch genderspezifisch: Die Rezensenten lobten den Roman nahezu euphorisch dafür, dass es ihm gelingt, den Leser*innen das miserable Leben und die rätselhafte Persönlichkeit dieser Studentin nahezubringen; die Rezensentinnen äußern sich hingegen deutlich verhaltener – und über die Gründe hierfür lässt sich an dieser Stelle nur spekulieren. In der Rezeption kommt mir entschieden zu kurz, dass Mora mit diesem Roman auch eine Geschichte über den gesellschaftlich tolerierten Alkoholismus ausgearbeitet hat. Sowohl Munas Mutter als auch ihr impulskontrollgestörter Freund Magnus hängen vom Alkohol ab. Sie missbrauchen

die Substanz wie die Menschen um sie herum. Die Ich-Erzählerin Muna schildert Unzuverlässigkeit und Manipulationslüste; Uneinsichtigkeit und Verwahrlosungstendenzen; psychische wie physische Grausamkeiten, die Alkoholmissbrauch in der Suchtspirale anrichtet. Jobbt sie in einer Kneipe, trifft sie auf einen Stammgast, der sie bestialisch würgt und beinahe umbringt. Muna vermerkt akribisch, wie genau die Mutter der Welt während ihrer Sauf-Exzesse abhandenkommt oder ob der Freund Magnus nach Rotwein riecht, während er auf sie einschlägt. Das Geschlechterverhältnis überdeckt diese jahrzehntelange Entwicklung eines Missbrauchs, den diese traumatisierte Ich-Erzählerin selbst nicht erzählen kann – sogar ihren eigenen Tod erzählt die Figur als eine entrückte Sex-Fantasie nach einer feucht-fröhlichen Party. Sicherlich sind Abhängigkeitsverhältnisse nicht ohne Geschlechteraspekte zu begreifen, weil soziokulturelle, medizinische und finanzielle Aspekte dabei eine wichtige Rolle spielen; dennoch scheint mir dieser Aspekt in der öffentlichen Diskussion des Romans tabuisiert zu werden, obwohl es um das Agieren in privaten wie öffentlichen Räumen (Theater, Universität) geht. Wie die Autorin diese Zusammenhänge zu einem Roman verarbeitet hat, der letztlich doch auf die Verantwortung des Kollektivs abzielt, zu der der/die Einzelne nicht mehr fähig ist, scheint mir zum einen sehr gut gelungen und zum anderen noch nicht angemessen gewürdigt worden zu sein. Kurzum: Die oberflächlich gelesenen Gender-Aspekte (Frau – Mann: Amour fou) überschreiben offenbar einen gesellschaftlichen Zugang, der – wie Du es bereits bemerktest – weitere Entwicklungen erlaubt, wenn er unter den Gesichtspunkten einer Kritik der Vernunft diskutiert werden könnte. In diesem Zusammenhang bekommt Deine Formulierung von der „bonbonfarbenen Zuordnung“ noch eine weitere Note. Jetzt ist es eine lange E-Mail geworden, und ich freue mich schon jetzt auf Deine Antwort – kurz oder lang gleichermaßen!

Herzlich grüßt Dich
Sigrid

Dienstag, 12. März 2024

Liebe Sigrid,
vielen Dank für Deine Nachricht, die ich wieder sehr gerne gelesen habe. Besonders hat mich gefreut, was Du von Deiner letzten Konferenz geschrieben hast, denn um diese Suche nach Öffnungen, nach der Weiterentwicklung von festgefahrenen Positionen in der Forschung, aber auch der weiteren Debatte zu Körper und Identitäten kreist ja unsere bisherige Korrespondenz. Es ist gut, wenn diese Suche, dieser Wunsch auch andere beschäftigt, denn es ist wohl für uns beide zentral, Ambiguitäten, Ambivalenzen und Differenzen gerade als Literaturwissenschaftlerinnen positiv zu sehen. Vielleicht ist diese Erfahrung also ein Ausblick, der allmählich auch das Ende unseres E-Mail-Austausches einläutet. Mir ist aufgefallen, dass Du keine neuen Fragen formuliert hast und so ist es vielleicht Zeit für ein kurzes Resümee?

Ich denke, wir haben versucht, das Problem von Festschreibungen und Kategorisierungen anzusprechen und als eine Bewegung der Öffnung einen Dialog dazu anzustoßen. Dieser Dialog zwischen uns fungiert hier eigentlich stellvertretend als Versuch, unterschiedliche Positionen miteinander ins Gespräch zu bringen und nach Worten, Be-

griffen und Perspektiven zu schauen, die unser Text- und Weltverständnis in allen Verflechtungen und Machtbeziehungen differenzieren, vielleicht auch neu justieren können.

Für diesen Dialog und eine solche wissenschaftliche Haltung sind Fragen grundlegend, während das, was wir Festschreibung genannt haben, immer schon zu sicher um die Antwort weiß. Zu den Fragen gehört die Vielfalt und Differenz von Wahrnehmungen, auch der Erinnerung und der feministischen (Literatur-)Geschichtsschreibung.

Thematisiert haben wir auch das Verhältnis von Literatur und Literaturwissenschaft und Literaturkritik, zuletzt noch einmal in Deiner sehr genauen Beschreibung einiger Aspekte von *Muna*. Für mich ist das oft ja auch spannungsreiche Verhältnis von Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft eine beständige Quelle der Inspiration, neben Terézia Mora haben wir ja etwa aktuell auch Yoko Tawada genannt. Wir haben aber auch daran erinnert, dass schon das Schreiben im Kontext der Zweiten Frauenbewegung mit der damaligen Theorie- und Fachentwicklung unmittelbar zusammenhängt. Was würdest Du hervorheben oder vielleicht anders akzentuieren? Ich freue mich auf Deine Antwort.

Herzlich
Anne

Mittwoch, 3. April 2024

Liebe Anne,
herzlichen Dank für Deine Antwort und die Einleitung der Abschlussrunde. In der musikalischen Coda werden die wichtigen Elemente meist in verändertem Zeitmaß vorgebracht, sodass keine Wiederholung entsteht, sondern vielmehr Variationen mit entscheidenden Unterschieden.

Gerne greife ich deshalb für unsere Coda Dein Plädoyer für die positive Bewertung von Unentschiedenheiten und Vieldeutigkeiten noch einmal auf, um sie vermutlich zu überdehnen. Denn mich beschäftigen diese Fragen unter dem folgenden Gesichtspunkt: Was die positivistischen Wissenskulturen, die unter ihren Interpretationskulturen jeweils eine Kompostschicht mit Zahlenmaterial ausstreuen, vielleicht nicht genug bedenken, ist die sprunghafte Neugierde der Menschen, ihr Herumschnüffeln, Ausprobieren, Explorieren. Wer schaut auf den Boden, wenn sich darüber prächtige Blütenlesen und schmackhafte Lesefrüchte ausbreiten? Das Festsetzen und Feststellen war bereits den Romantiker*innen zuwider und scheint sich mir im positivistischen Diskurs derzeit immer weiter zur ubiquitär eingesetzten Beruhigungstaktik zu entwickeln: Geldbeträge, Wachstumsquoten, Wechselkurse, Zinsniveaus, Drittmittel – Zahlenmaterialien, die weder eine Gesellschaft noch ihre Kultur triftig beschreiben können und stets ihrerseits der kenntnisreichen Interpretation bedürfen. Die Sehnsucht nach Komplexitätsreduktion wächst dabei unaufhörlich proportional zum Komplexitätszuwachs. Auch landesweite Verordnungen, in manchen behördlichen Kontexten keine Sonderzeichen mehr für schriftliche Pluralformen verwenden zu dürfen, zähle ich dazu. Sie bringen zugleich interessante und durchaus uneindeutige Wortneuschöpfungen hervor: Das Wort „Gender-Verbot“ hat heute 2.430.000 Google-Treffer. Was genau wird mit einem solchen Verbot von „Gender“ untersagt? Welches Gender? – ? Wer wird denn in fünfzig Jahren die

damit befassten Debatten ohne wissenschaftlich abgesicherte Rekonstruktion verstehen können?

Literatur erhält hingegen die Möglichkeiten aufrecht, dass wir Mutmaßungen anstellen, Abwägungsprozesse auserzählen und Entwicklungen rekonstruieren, ohne uns vorab auf ein Zeichen, eine Zahl, einen Signifikanten festzulegen. Weibliche Autorschaft dürfte womöglich innerhalb des kommerziellen Literaturbetriebs, sicherlich aber noch in ihrer akademischen Wertschätzung mit Benachteiligungen zu kämpfen haben; im Netz haben sich hingegen entsprechende Uneindeutigkeiten der Schreiberidentitäten etabliert. Unter diesen Gesichtspunkten wird es auch mit jener Frauenforschung problematisch, die seit den 1990er-Jahren in den Gender Studies eine bedrohliche Verwässerung erkennen möchte; ebenso wiederum mit den Gender Studies, die seit den 2010er-Jahren den Diversity Studies eine große Beliebigkeit zuschreiben und sich selbst als singulären Zugang zur Differenzforschung setzen wollen. Solche Setzungen sind heuristisch nützlich. Unter literarischen Gesichtspunkten ist diese Heuristik sogar unverzichtbar, denn für die Dauer seiner Rezeption setzt auch jeder lyrische, dramatische oder Prosatext seine außerliterarischen Referenzen fest. Unter solchen Bedingungen (und nur dort) sprechen und agieren Menschen jeglichen Geschlechts gleichgestellt. Dabei ist das erlösende Lachen oft nicht weit: In die zuweilen erbitterten, digital geführten Auseinandersetzungen über die Vorrangigkeit subjektzentrierter Positionen schwappt plötzlich eine Modewelle hinein, die das aufwändig hergestellte Buch zum Luxus-Accessoire hochspielt; dazu tauchen Stimmen von Forscherinnen auf, die digitale Rezeptionsformen insofern kritisieren, als sie das ‚deep reading' vermissen und damit hermeneutische Kompetenzen auf dem Stand des späten 20. Jahrhunderts meinen; andere riefen unlängst die Barbiekultur – eben ganz anders als Tawada – als popfeministischen Durchbruch aus. Ist das tragisch? Komisch? Oder liefert es ein willkommenes Plädoyer für ein beherztes *sowohl/als auch*, weil wir vom stetigen *entweder/oder* irgendwann doch erschöpft sind?

Den von Dir anfangs erwähnten „Möglichkeitsraum" der Literatur, „der auch Unmögliches zulässt oder in der Schwebe hält", offenzuhalten und zugleich ihre machtkritischen Instrumente an nächste Leser*innen weiterzureichen, ist vielleicht unter binär organisierten Umständen kein explizites feministisches Programm; es ermöglicht hoffentlich immerhin, das berechtigte Unbehagen an den Verhältnissen zu nähren, Unbeachtetes zu beachten und die Phraseologie der Beschwichtiger zu hinterfragen.

Was ist Dein letztes Wort dazu? Es gehört unbedingt Dir!

Herzliche Grüße
Sigrid

Samstag, 6. April 2024

Liebe Sigrid,
danke für Deine Variationen unseres Themas! Ich komme gerade (wie Du neulich auch) von einer Tagung zu Zukunftsfragen der Trans Studies und nehme positive Impulse mit, weil es viel Offenheit für Uneinigkeit ebenso wie Gemeinsamkeiten gab, so beispielsweise die Spannung zwischen der Affirmation von Gender durch trans* Personen und

dem Wunsch nach Auflösung jeglicher Festlegung, oder auch den feministischen Kampf für gleiche Rechte von Frauen, und nicht zuletzt, weil ich dort literarische Texte gehört habe, die teilweise komisch und polemisch Leben schreiben.

Schön, dass sich überall interessante Lesefrüchte finden lassen! Sie mögen sich in eher luftigen Höhen oder ‚down to earth' bewegen, Texte, die den Boden der Tatsachen nicht scheuen, auf Hierarchien und real bestehende Ungleichheiten verweisen. Diese Ungleichheiten zu verändern kann ein Ziel auch von Literatur sein, die Möglichkeiten sind von der jeweiligen Wirklichkeit ja gar nicht zu trennen. In jedem Fall ist es auch ein Ziel meiner Arbeit, zumindest einen kleinen Beitrag zur Veränderung der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu leisten.

Du fragst mich implizit nach einem feministischen Programm – der Möglichkeitsraum der Literatur gehört dazu. Diese Möglichkeit ist eine Kostbarkeit, sie ist nicht mit Beliebigkeit zu verwechseln. Ja, ein fröhliches ‚sowohl als auch' oder ‚anything goes' kann entspannen, vielleicht sogar manchmal weiterhelfen, doch etwas mehr Mühe, etwas mehr kritischen Einsatz sollten wir uns Wissenschaftlerinnen schon abverlangen.

Die Möglichkeiten, Ambivalenzen oder Differenzen in der Literatur sind gut, aber in den Diskursen um weibliche Autorschaft, um die Wertung der Texte von Frauen (woher auch immer sie kommen oder wer sie sein wollen), um ihre Honorare, um die Anerkennung von Wissenschaftlerinnen, um den Kanon des Faches, die Literaturgeschichtsschreibung, um die Macht (innerhalb) der Institutionen müssen wir entschieden Position beziehen, denn die Freiheiten, die sich viele Feministinnen wünschen, werden überall beschnitten – dies gilt für die freie Meinungsäußerung oder Gleichheitsrechte, aber etwa auch für das umkämpfte Recht auf Abtreibung, um hier nur wenige Beispiele zu nennen.

Das von Dir genannte „Gender-Verbot" gehört dazu. Dazu fällt mir die Rezension ein, die ich gerade in der *New York Times* zu Judith Butlers neuem Buch *Who is afraid of Gender* gelesen habe. Wahrlich auch ein vielsagender Titel. Vielleicht auch ein Grund, jetzt in die Schlussrunde zu gehen und erst einmal wieder zu lesen. Auch wenn wir beide es uns vielleicht manchmal wünschen, es wird angesichts Deiner Google-Recherche und all der Anwürfe, Verselbstständigungen, Verdrehungen und Verdächtigungen des Gender-Begriffs nicht mehr möglich sein, die einzig richtige Fassung zu finden, es wird aber möglich sein, Unterschiede zu machen.

Bleiben wir noch beim Stichwort Lesen! Vielleicht lesen wir nicht nur *Gender Trouble* noch einmal neu, inzwischen eine ‚Klassiker*in', wir sollten auch die Klassikerinnen unseres Faches neu lesen, und zwar insbesondere mit unseren Studierenden, was ist mit Silvia Bovenschen, mit Gisela Brinker-Gabler, mit Inge Stephan, Sigrid Weigel und wie sie alle heißen? Vielleicht fügen wir einfach eine Liste an? (Die Listen der Ohnmacht? Die Listen der Mode …?)

Und natürlich bewegen wir uns weiter in den vielen offenen, zukunftszugewandten Möglichkeitsräumen der Literatur! Denn so viel ist klar: Das letzte Wort habe nicht ich, das letzte Wort haben die Texte!

Auf bald, es war mir ein Vergnügen!

Herzlich

Anne

Liste erwähnter und empfohlener Texte

Aydemir, Fatma; Yaghoobifarah, Hengameh; Schellbach, Miryam & Ippolito, Enrico (2023). *Delfi Tempel (Delfi 1)*. Magazin für neue Literatur. Berlin: Ullstein.

Brecht, Bertolt (1967). Vergnügungen (1954). In Bertold Brecht, *Gesammelte Gedichte in vier Bänden* (Bd. 3, S. 1022). Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Dische, Irene (2021). *Die militante Madonna*. Hamburg: Hoffmann & Campe.

Haushofer, Marlen (1958). *Wir töten Stella*. Wien: Bergland.

Jelinek, Elfriede (1992). *Theaterstücke* (Hrsg. Regine Friedrich & Ute Nyssen). Reinbek/Hamburg: Rowohlt.

Klemm, Gertraud (2019). *Hippocampus*. Wien: Kremayr und Scheriau.

Mora, Terézia (2023). *Muna oder Die Hälfte des Lebens*. München: Luchterhand.

Sanyal, Mithu (2021). *Identitti*. München: Hanser.

Steidele, Angela (2015). *Rosenstengel. Ein Manuskript aus dem Umfeld Ludwigs II*. Berlin: Matthes & Seitz.

Streeruwitz, Marlene (2014). *Poetik. Tübinger und Frankfurter Vorlesungen*. Frankfurt/Main: Fischer.

Strubel, Antje Rávik (2021). *Blaue Frau.* Frankfurt/Main: Fischer.

Tawada, Yoko (2023). *Eine Zungengymnastik für die Genderdebatte*. Tübingen: Konkursbuch.

Tokarczuk, Olga (2020). *Der liebevolle Erzähler* (aus dem Polnischen von Lisa Palmes). Zürich: Kampa.

***

Becker, Frank & Plummer, Patricia (Hrsg.). (2014). *Ambiguität von Geschlecht in der Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven.* Bielefeld: transcript.

Butler, Judith (1990). *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity.* New York: Routledge.

Butler, Judith (2024). *Who's afraid of Gender?* New York: Farrar, Straus & Giroux.

Bovenschen, Silvia (1979). *Die imaginierte Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Bovenschen, Silvia (1986). *Die Listen der Mode.* Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.). (1988). *Deutsche Literatur von Frauen* (2 Bde.). München: Beck.

Fleig, Anne (2023). Schreibende Frauen zwischen Ausschluss, Teilhabe und Sichtbarkeit. Entwicklung und Perspektiven der Literaturgeschichte weiblicher Autorschaft. *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur, 48*(2), 276–290.

Halberstam, J. (2018). *Trans*: A Quick and Quirky Account of Gender Variability.* Berkeley: University of California Press.

Honegger, Claudia & Heintz, Bettina (Hrsg.). (1981). *Listen der Ohnmacht. Zur Sozialgeschichte weiblicher Widerstandsformen.* Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Keck, Annette & Poole, Ralph (Hrsg.). (2011). Gender and Humour: Reinventing the Genres of Laughter. Double Issue: *Gender Forum. An Internet Journal for Gender Studies, 33*(35).

Lux, Katharina (2017). Von der Produktivität des Streits – Die Kontroverse der Zeitschriften *Courage*, *Die Schwarze Botin* und *Emma*. Überlegungen zur Konfliktgeschichte der Frauenbewegung. *Feministische Studien, 35*(1), 31–50.

Lux, Katharina (2022). *Kritik und Konflikt. Die Zeitschrift* Die schwarze Botin *in der autonomen Frauenbewegung.* Wien, Berlin: Mandelbaum.

Nieberle, Sigrid (2020). Außer Konkurrenz: das Modell Sisyphos und die feministische Literaturwissenschaft. In Anne Schlüter, Sigrid Metz-Göckel, Katja Sabisch & Lisa Mense (Hrsg.), *Kooperation und Konkurrenz im Wissenschaftsbetrieb. Perspektiven aus der Genderforschung und -politik* (S. 258–266). Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Sedgwick, Eve Kosofsky (1993). *Tendencies*. Durham: Duke University Press.
Spivak, Gayatri Chakravorty (1996). *The Spivak Reader. Selected Works of Gayatri Chakravorty Spivak* (Hrsg. Donna Landry & Gerald MacLean). London: Routledge.
Stephan, Inge & Weigel, Sigrid (1983). *Die verborgene Frau. Sechs Beiträge zu einer feministischen Literaturwissenschaft.* Berlin: Argument.
Weigel, Sigrid (1990). *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur.* Reinbek/Hamburg: Rowohlt.

Zu den Personen

Anne Fleig, Prof. Dr., Professorin für Neuere deutsche Literatur am Institut für deutsche und niederländische Philologie der FU Berlin. Arbeitsschwerpunkte: u. a. Literatur um 1800, Klassische Moderne sowie nach 1989, Geschlechtergeschichte, weibliche Autorschaft sowie Affekte, Gefühle und Zugehörigkeiten in der Literatur.
Kontakt: Institut für Deutsche und Niederländische Philologie, Freie Universität Berlin, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin
E-Mail: anne.fleig@fu-berlin.de

Sigrid Nieberle, Prof. Dr., Professorin für neuere und neueste deutsche Literatur mit Schwerpunkt Gender und Diversität am Institut für Diversitätsstudien der TU Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: u. a. Literatur um 1900, nach 1945 und in der Gegenwart, Geschlechterdifferenz und Diversität in der Literatur, Biografik, Intermedialität.
Kontakt: Technische Universität Dortmund, Fakultät Kulturwissenschaften, Institut für Diversitätsstudien, Emil-Figge-Str. 50, 44227 Dortmund
E-Mail: sigrid.nieberle@tu-dortmund.de